Archiv

für

systematische Philosophie

Herausgegeben

von

Wilhelm Dilthey, Benno Erdmann, Paul Natorp,

Ludwig Stein und **Eduard Zeller.**

Neue Folge

der

Philosophischen Monatshefte.

XII. Band.



Berlin.

Druck und Verlag von Georg Reimer.

1906.

XXIII.

Der ökonomische Güterwert als Wille zur Arbeit.

Von

R. Seligmann in Bern.

I.

Allgemeines.

Im Akte der Bewertung, so wie er unmittelbar im Bewußtsein auftritt, lassen sich zwei Momente scharf voneinander unterscheiden: das Bestreben zu erhalten oder abzuwehren einerseits und dasjenige Etwas, worauf dieses Bestreben gerichtet wird, andererseits. Als Objekte des menschlichen Bestrebens können die Inhalte der ganzen subjektiven und objektiven Wirklichkeit dienen, denn in den Vorstellungs- und Gefühlskomplexen gibt es absolut nichts, was sich einer Wertschätzung entziehen könnte, der Wert selbst nicht ausgenommen. Wie verschieden aber auch die Gegenstände ausfallen mögen, auf die das individuelle Bestreben gerichtet werden kann, das Bestreben an und für sich wird von dem Bewußtsein als dasjenige empfunden, was nur der Intensität nach sich verändern kann, während es seinem inneren Wesen nach bei all diesem Wechsel konstant bleibt. Den wechselvollen Inhalt des menschlichen Bestrebens nun, der bei verschiedenen Individuen, und bei einem und demselben Individuum zu verschiedenen Zeitpunkten ein anderer ist, möchten wir als die Materie der Bewertung bezeichnen, während wir das Bestreben an und für sich, das bei all diesem Wechsel sich als ein konstantes erweist, als die Form der Bewertung ansehen können. Das Bestreben an und für sich, so wie es losgelöst von jedem konkreten Inhalte gedacht werden soll, wird in der unmittelbaren psychischen Erfahrung als eine Art von innerer Bewegung empfunden, indem das strebende

Individuum in dem einen Fall gegen einen bestimmten Punkt sich gleichsam hingedrängt, in dem andern Falle dagegen von einem gegebenen Punkte her fortgedrängt fühlt. Und ebenso wie die Vorstellung der Bewegung irgendeines Punktes im Raume, die Vorstellung eines unbeweglichen Punktes zu ihrer Voraussetzung haben muß, in bezug auf welchen sich der gegebene Punkt bewegt, so daß in der Vorstellung eines sich bewegenden Punktes die eines unbeweglichen miteinbegriffen ist, ebenso schließt der Begriff der Bestrebung den Begriff eines Objekts ein, auf welchen das Bestreben gerichtet ist. Allein der Gegenstand, der in der Richtung des Strebens irgendwo liegen muß, braucht nicht notwendig dem Bewußtsein gegenwärtig zu sein. Das strebende Individuum kann möglicherweise sich nicht im klaren darüber befinden, was eigentlich den Gegenstand seines Bestrebens ausmacht. Man wird in solchen Fällen von einem seltsamen Gefühle des Suchens und unbestimmten Strebens übermannt, das sich deutlich genug von allen anderen Gefühlen der Lust und Unlust abhebt, und dem man in der üblichen Redeweise: „Man will man weiß nicht was“ Ausdruck verleiht. Soll aber eine Bewertung zustande kommen, so muß das Objekt des Bestrebens, ebenso wie das Bestreben selbst, mit gleicher Deutlichkeit und Schärfe zum Bewußtsein gelangen. Es muß innerhalb des individuellen Bewußtseins der Akt einer Beziehung zwischen dem Bestreben und dem Gegenstande des Bestrebens ausgeführt werden, damit aus einem unbestimmten Streben eine zielbewußte Wertschätzung werden soll. Wenn man erwägt, daß die Bestrebungen Reflexvorgänge zur psychologischen Grundlage haben, daß dem psychischen Mechanismus der Anstrebungen und Widerstrebungen der physiologische (Mechanismus) der zugreifenden und abwehrenden Bewegungen parallel läuft, so wird es begreiflich, wie diesen physiologischen Bewegungsvorgängen, auch auf der psychischen Seite eine Art von Bewegung entsprechen muß. Diese psychische Seite der Bewegung äußert sich in dem Bewertungsvorgange, der sich im unmittelbaren Bewußtsein als eine Beziehung erweist, eine Beziehung zwischen dem, was wir die Materie des Werts, und dem, was wir seine Form genannt haben, indem das Bestreben in bestimmter Weise auf irgendein Objekt gerichtet wird. Diese innere

Verwandtschaft, die zwischen Bewegung und Beziehung besteht, wird noch begreiflicher, wenn man bedenkt, daß die Begriffe Beziehung und Bewegung dieselben logischen Merkmale aufweisen. Denn ebenso wie der Begriff eines Beziehungsvorgangs in einem Zusammenhalten von verschiedenen Inhalten besteht, von Inhalten also, die sich ausschließen, ebenso bedeutet ein Bewegungsvorgang nichts anderes als ein Zusammen von verschiedenen Lagen im Raume, von Lagen also, die sich gegenseitig ausschließen. Die Zusammengehörigkeit von Sein und Außersein, die Dualität von Gegebenem und Außergegebenen, die ist schon im Wesen der Beziehung wie dem der Bewegung begründet, denn das Hinausgehen über sich und die Vereinigung mit einem Außer-sich, das ist schon in dem Begriff der Beziehung wie dem der Bewegung eingeschlossen.

Da der Akt der Bewertung in inniger Beziehung zu den Gefühlen der Lust und Unlust steht, insofern das Bestreben zu erhalten sich auf alles das erstreckt, was dem bewertenden Subjekt in der Regel entweder direkt ein angenehmes Gefühl verschafft, oder indirekterweise dazu beiträgt, sein Bewußtsein überhaupt zu befriedigen, und ebenso umgekehrt das Bestreben abzuwehren sich auf alles das erstreckt, was dem bewertenden Subjekt in der Regel entweder direkt ein unangenehmes Gefühl verschafft, oder indirekterweise dazu beiträgt, sein Bewußtsein überhaupt unbefriedigt zu lassen, so ist die erste Frage, die sich uns hier aufdrängt, die nach dem Verhältnis zwischen den Gefühlen der Lust und Unlust und dem Akt der Bewertung als solchem. Besteht denn überhaupt ein Unterschied zwischen Gefühl und Wert? Und wenn es der Fall ist, worin bestehen denn die Merkmale, die die Erscheinungen der Lust- und Unlustgefühle von denjenigen des Wertes unterscheiden? Der Untersuchung dieser Frage müssen wir zuerst unsere Aufmerksamkeit zuwenden.

Der Charakter des Übersichhinausgehens, der den Akten der Bewertung eigen ist, der Charakter des Bezogenwerdens also, bleibt den Gefühlen der Lust und Unlust ganz fremd. Das Gefühl ist passiv, in sich geschlossen und hat ebenso wie die Monade keine Fenster. Die Gefühle der Lust und Unlust können nur die Grundlage für die Wertbeziehungen abgeben, sie liefern das Material, aus

dem die Werturteile erst geformt werden müssen; für sich betrachtet, stellen die Lust- und Unlustgefühle unmittelbare Erlebnisse dar, die ebenso einfach wie die sonstigen Empfindungen erlebt werden, und in denen das Bewußtsein keine Spur von irgendeiner Beziehung anzutreffen vermag. Das Element der Lust ist mit einem Begehren, das der Unlust mit einem Widerstreben unzertrennlich verbunden, aber dieses Begehren wie dieses Widerstreben ist mit den Lust- und Unlustelementen so innig verschmolzen, daß es dem Bewußtsein unmöglich ist, den Grenzpunkt anzugeben, der das Eine von dem Anderen scheidet. Deshalb werden die Lust- und Unlustgefühle, die ihrer Natur nach zusammengesetzt sind, als einfache Akte empfunden. Damit aber aus dem einfachen Gefühl das Bewußtsein einer Beziehung sich herausbilden soll, muß sich zuerst innerhalb dieses Gefühls eine Trennung vollziehen, und dann müssen die getrennten Glieder zusammengehalten werden. Das Anstreben muß von dem Elemente der Lust, das Widerstreben von dem der Unlust losgerissen, um dann wieder in einen Zusammenhang gesetzt zu werden. Denn der Begriff der Beziehung besteht ja eben in diesem Zusammenhalten des Verschiedenartigen. Die Scheidung wird dadurch bewirkt, daß die Bestrebungen und die Lust- und Unlustelemente zeitlich auseinanderrücken, indem die Bestrebungen in dem gegenwärtigen Bewußtsein empfunden werden, während die Lust- und Unlustelemente als Residuen früherer Erlebnisse an ihm haften bleiben.

Die Lust- und Unlustelemente treten auf, wenn gewissen Empfindungen in dem einen Falle ein Anstreben, in dem anderen Falle ein Widerstreben von dem Bewußtsein entgegengebracht wird. Die Bedingungen, unter welchen Lust- und Unlustelemente auftreten, sind mannigfaltig und wechseln je nach der Beschaffenheit des empfindenden Individuums. Mit dem Wegfall der Bedingungen bleiben auch die Empfindungen aus; sie verschwinden aber nicht vollständig, sondern lassen an ihrer Stelle Spuren zurück, die aber nicht als schwächere Abdrücke aufzufassen sind, wie es in der Regel geschieht. Denn wären diese hinterlassenen Spuren Abdrücke von früheren Empfindungen, die nur dem Grade und nicht dem Wesen nach sich von den letzteren unterschieden, so müßte doch

eine solche Vorstellung durch intensives Reproduzieren und durch Vervielfältigung derselben in dem reproduzierenden Bewußtsein endlich etwas der Empfindung Ähnliches ergeben. Dem ist aber nicht so. Wenn ich mich in einem dunklen Zimmer befinde, so mag ich noch so deutlich die Vorstellung von einer brennenden Lampe und diejenige von hundert solcher Lampen haben — es wird doch um keinen Deut heller. Diese Spuren sind eher als eine Art von psychischen Dispositionen zu denken, die für das neue Eintreten der einmal gehabten Empfindung die Bahn geebnet halten. Tritt eine schon dagewesene Empfindung im Bewußtsein von neuem auf, so prägt sie sich fester in demselben ein, ihr Auftreten geht viel leichter und sicherer vonstatten, als in dem früheren Falle. Es sind diese Spuren auch als Zeichen zu betrachten, die nur angeben, daß in diesem oder jenem Zeitpunkt eine Empfindung im Bewußtsein gewesen war. Solche Spuren hinterlassen auch lust- oder unlustgefärbte Empfindungen zurück.

Die Lust- und Unlustelemente sind ebenso mannigfacher Natur, wie diejenigen Empfindungen, an die sie gebunden sind. Es wird niemand einfallen, die Lust an einer genossenen Mahlzeit mit der Lust an einem gehörten Musikstücke zu verwechseln. Auch auf einem und demselben Sinnesgebiete sind die Lust- und Unlustelemente voneinander grundverschieden. Die Lust am Süßen ist von der am Sauern, die Lust am Warmen ist von der am Kalten verschieden; und das nämliche gilt von der Unlust. Das einzige aber, worin die mannigfachen Lust- oder Unlustelemente übereinkommen, das ist ihre Beziehung zu unseren Bestrebungen. Wie verschieden auch die Lustelemente in allen ihren Schattierungen ausfallen mögen, alle werden sie doch mit einem Begehren vom Bewußtsein empfangen; das nämliche gilt in bezug auf die Unlustelemente. Die Bestrebungen sind also das Konstante in der Psyche, während die Lust- oder Unlustelemente beständig wechseln. Außerdem empfinden wir häufig Strebungen, ohne daß sie an irgendwelche Lust- oder Unlustelemente gebunden wären. Der Mechanismus der Bestrebungen ist infolgedessen so geartet, daß die leiseste Anregung genügt, um ein Bestreben einzuleiten und in Gang zu setzen. Daher kommt es, daß wenn unter gewissen Bedingungen

eine psychische Disposition, d. h. ein Erinnerungsbild, eine Vorstellung im Bewußtsein wach wird, das Bestreben, das mit der Empfindung dieser reproduktiven Vorstellung früher verbunden war, im Bewußtsein deutlich empfunden wird. Während nun in solch einer psychischen Disposition nur ein ganz leiser Schimmer von einem früheren Lust- oder Unlustelement zu glimmen vermag, kommen die ihnen entsprechendenen Bestrebung sehr lebhaft zum Bewußtsein. Die Spuren der ehemaligen Elemente werden von den gegenwärtigen Bestrebungen stark übertönt, infolgedessen heben sich die letzteren von den ersteren deutlich ab, so daß damit die Möglichkeit gegeben wird, sie voneinander zu unterscheiden. Da die Elemente selber in die Vergangenheit zurückverlegt oder in die Zukunft versetzt werden, so werden die gegenwärtigen Bestrebungen auf diese Elemente vom Individuum bezogen. Der ursprüngliche Zusammenhang, in dem Element und Bestreben standen, und welcher als einfacher Akt der Psyche gegeben war, wird jetzt vom Individuum mit Bewußtsein hergestellt.

Eine Empfindung erhalten wir, wenn in dem Erregungszustand unseres Organismus eine Änderung eintritt, oder richtiger gesagt, die Änderungen in dem Erregungszustande unseres Organismus treten in der Form von Empfindungen auf. Gefühlsmomente treten auf, wenn die im Erregungszustande des Organismus herbeigeführten Änderungen einen gewissen Grad von Intensität erreicht haben, und machen sich besonders bei schroffen Übergängen von einem Zustand in den anderen geltend; wenn man lange im Dunklen verweilt hat und dann mit einemmal in lichterfüllte Räume gerät, oder wenn nach einer langen Reihe von trüben Tagen plötzlich die Sonne erscheint, so sind die empfangenen Lichteindrücke mit starken Gefühlsmomenten geladen. Oder auch, wenn man aus der kalten Straße in die laue Atmosphäre der Zimmerluft hineintritt, so ist die Wärmeempfindung, die man erhält, eher ein Gefühl als eine Empfindung zu nennen. Solcher Beispiele gibt es die Menge. Hier genügt es, festzustellen, daß die Gefühlsmomente bei heftigen Veränderungen im Zustande des Organismus auftauchen, dann also, wenn das Gleichgewicht, das zwischen dem individuellen Organismus und seiner Umgebung besteht, gestört wird. Wenn aber die Empfindung

genügend lange und gleichmäßig anhält, so stellt sich das so gestörte Gleichgewicht wieder ein, der Organismus assimiliert sich seiner Umgebung und das Gefühl verschwindet.

Da einerseits das Gefühl auf einer Veränderung des psychischen Zustandes des Individuums, auf einem Übergange also des Zustandes a in den Zustand b beruht, und da anderseits der frühere Zustand a in bezug auf b ebenso ein anderer ist, wie dieser in bezug auf jenen, so erscheint dem Bewußtsein der frühere Zustand nicht als ein indifferenter, sondern ebenso als Veränderung und demgemäß als Gefühl. Während des Unlustzustandes also erscheint dem Bewußtsein der frühere indifferente Zustand, wenn er überhaupt erscheint, als ein mit Lust behafteter, und umgekehrt, während des Lustzustandes kommt ihm der frühere indifferente Zustand als unangenehm vor. Die Zustände a und b bilden also die Glieder einer Relation, welche einander proportional, deren Zeichen aber umgekehrt sind. Tritt nun das eine Glied in den Blickpunkt des Bewußtseins ein, so haben wir das Gefühl, treten aber beide Glieder gleichzeitig in demselben hervor und werden sie dabei aufeinander bezogen, so erhalten wir den Wert.

Wie wir soeben gesehen haben, entsteht das Gefühl in dem Übergangsmoment aus dem Zustande a in den Zustand b, und da jedem Gefühle ein Bestreben zu erhalten oder abzuwehren innewohnt, je nachdem das Gefühl ein Lust- oder Unlustelement enthält, so ist jedes solche Hinstreben des Subjekts nach dem Zustande b bei gleicher Zeit ein Wegstreben von dem Zustande a, und umgekehrt jedes solche Wegstreben von dem Zustande b ein Hinstreben nach dem Zustande a. Wird ein bestimmter Zustand gewollt und behauptet, so wird schon eben damit der entgegengesetzte ausgeschlossen, und umgekehrt, ist man bestrebt, einen bestimmten Zustand von sich fernzuhalten, so wird schon eben damit der entgegengesetzte angestrebt. Wie wir ebenfalls gesehen haben, entsteht die Bewertung, wenn beide Zustände zugleich in das Bewußtsein hineinfallen und von demselben aufeinander bezogen werden. Daß sie aber hineinfallen und dabei in Beziehung zueinander gesetzt werden — ist nicht immer der Fall.

Das Bestreben zu erhalten ist seiner Natur nach zentripetal,

es geht von außen nach innen, von der Peripherie zum Zentrum; es hat die Tendenz, die seelische Energie auf einen Punkt zu sammeln, es zwängt die Vorstellungen in einen engen Kreis; die Fenster der Seele werden geschlossen, der Geist bleibt an dem Gegebenen haften, ohne daß seinerseits der Versuch gemacht wird, über sich hinauszugreifen. Das Bestreben abzuwehren dagegen, ist seinem Wesen nach zentrifugal, es geht von innen nach außen, von dem Zentrum nach der Peripherie; es entwickelt eine treibende Kraft, die nur einer günstigen Auslösung harrt, um in gewaltige Taten auszubrechen; es weckt alle Vorstellungen und Erinnerungen, die in den Tiefen der Seele schlummern, es jagt die Leidenschaften aus allen Schlupfwinkeln und Falten der Seele, wo sie sich versteckt halten — kurzum, es treibt über sich hinaus, und damit überbrückt es auch die Kluft, die Seele von Seele trennt.

Es besteht die Annahme, daß in phylogenetischer Entwicklung sich eine allgemeine physiologische Organisation herausgebildet hat, in der auf bestimmte Reize allgemeine subjektive Reaktionen sich festgesetzt haben. Solchen Reizen nämlich, die für die Erhaltung der Gattung sich als nützlich erwiesen, sollte mit einem Hinstreben, solchen dagegen, die für die Erhaltung der Gattung sich als schädlich erwiesen, mit einem Widerstreben begegnet worden sein. Wenn diese Hypothese richtig ist, und gegen ihre Richtigkeit ist unseres Wissens bisher kein gewichtiges Bedenken erhoben worden, so wird es begreiflich, wie im Laufe der phylogenetischen Entwicklung dieser Gattungswille sich im Individuum festgewurzelt hat. Dieses Streben der Gattung wurde bei dem Individuum zur Gewohnheit. Nunmehr wird der Reiz, der ursprünglich zur Erhaltung der Gattung diente, von dem Individuum gewohnheitsmäßig mit einem Hinstreben aufgenommen, obwohl er jetzt der eigenartigen Organisation des Individuums nicht mehr entspricht. Das Ähnliche gilt von den Reizen, die ursprünglich der Erhaltung der Gattung im Wege standen. Denn parallel mit der Entwicklung des Gattungswillens entwickeln sich zahlreiche individuelle Wollungen und Strebungen, die von dem allgemeinen Gattungsstreben erheblich abweichen können. Die Instanz, welche entscheidet, ob das individuelle Streben mit dem der Gattung übereinstimmt oder nicht, ist das Werturteil.

Daß das Wesen des Werts in der eigentümlichen Beziehung des Subjekts auf die erlebten Gefühle und nicht etwa in den Gefühlen selbst zu suchen ist, beweisen zur Genüge die Erfahrungen des alltäglichen Lebens. Wenn bestimmten Genüssen jeder Wert abgesprochen wird, während man bestimmten Leiden häufig einen hohen Wert zuschreibt, so wird dadurch gezeigt, daß die Akte der Wertschätzung und die Lust- und Unlustgefühle verschiedenen Gebieten angehören. Urteile wie: „dieser Genuß ist schädlich", „dieses Leiden ist nützlich" zeigen zur Genüge, daß der Wert in einem besondern Verhältnis des Subjekts zu den von ihm erfahrenen Erlebnissen besteht. Es bleibt sich gleich, wodurch das Verhältnis des Subjekts hervorgerufen wird, durch die besonders geartete Natur des Subjekts, oder durch Vorstellungen künftigen Genusses und Leidens. Denn wir erleben es ja häufig, daß an und für sich angenehmen Gefühlen, wegen der unangenehmen Folgen, die sich an sie knüpfen lassen, vom Individuum mit einem gewissen Widerstreben begegnet wird, während umgekehrt an und für sich unangenehme Gefühle wegen der gleichfalls an sie geknüpften Folgen vom Individuum geradezu angestrebt werden. In diesem Falle sind es die Vorstellungen der künftigen Folgen, die in diesen Akten der An- und Widerstrebungen ihre Wirksamkeit entfalten; diese Tatsache spricht aber dafür, daß in der individuellen Psyche Bestrebungen tätig sein können, die eine von den allgemeinen Gattungsgefühlen ganz unabhängige Existenz führen. Es ist nämlich von Wichtigkeit, hier zu zeigen, daß in dem Akte der Bewertung die gegebenen Gefühle unter spezielle Gesichtspunkte des Individuums gestellt werden, einerlei, ob diese Gesichtspunkte in der eigenartigen Natur des Individuums oder in seinen Vorstellungen von einem künftigen Sein begründet sind.

Der Akt der Bewertung hebt erst da an, wo das bewertende Subjekt sein Streben von dem Inhalte seines Strebens unterscheidet, da also, wo der Akt einer Beziehung zwischen dem individuellen Streben und seinem Objekte von dem individuellen Bewußtsein vollzogen wird. Dieser Akt der Beziehung aber setzt notwendigerweise eine Differenzierung innerhalb des noch ungeschiedenen, einheitlichen Zustandes voraus, in welchem Form und

Inhalt der Bewertung, Bestreben und Element des Bestrebens zu einer einzigen Einheit verschmolzen sind. Dieser undifferenzierte Zustand der Bewertung nun, in welchem Form und Inhalt der Bewertung noch ungeschieden zusammenleben, ist ja das Gefühl. Es erhellt aus dem soeben Gesagten, daß das Gefühl an und für sich zwar die Grundlage für den Akt der Bewertung abgibt, selbst aber Wert nicht sein kann.

Soll das Gefühl zum Range eines Werts erhoben werden, so muß es aus der Sphäre des Gegenwärtigen, Seienden in die des Gewesenen, Seinsollenden hinausgerückt werden. Bildet das Subjekt Eins mit den von ihm erlebten Inhalten, so gibt es keine Verschiedenheit mehr und somit auch keine Beziehung. Soll aber das Subjekt einem von ihm erlebten Inhalte während seines Erlebtwerdens Wert beimessen, so muß ihm der Gedanke an das Nichtvorhandensein dieses Inhaltes gegenwärtig sein. In diesen Zustand des Nichtvorhandenseins versetzt sich nun das Subjekt, und nur auf diesem Wege kann es sich dem unmittelbar Gegebenen entäußern, nur auf diesem Wege löst es sich von seinen Inhalten los und wird somit die Möglichkeit zu einer Beziehung gegeben. Diese Betrachtungsweise bewährt ihre volle Geltung auch in allen den Fällen, wo das bewertende Subjekt nicht mit Gefühlen und sonstigen psychischen Inhalten, sondern mit Objekten der Außenwelt, mit Dingen zu tun hat. Denn in den Wertbeziehungen kommen die Dinge der Außenwelt nur soviel in Betracht, als sie zu irgend einem Gefühle Anlaß geben. So lange nun das Subjekt mit seinen Gefühlen an den äußeren Objekten hängt, so daß es gleichsam mit den Objekten verwachsen wird, und die Gefühle mit den sie hervorrufenden Dingen ein einheitliches Ganzes ausmachen, so lange besteht für das Subjekt kein Anlaß, sich zu den letzteren in Beziehung zu setzen. Erst, wenn es den Dingen entrückt wird, ist der erste Grund zu solch einer Beziehung gegeben. Die Stellungnahme des Subjekts zu den Objekten des Genusses und Leidens, die sich im Akte der Bewertung ausdrückt, kann nur durch eine Trennung von diesen Objekten bewirkt werden. Diese Trennung tritt dann ein, wenn der Mangel an diesen Objekten zum Bewußtsein gelangt. So ist es der Mangel, der die unerläßliche Bedingung

zur Entstehung aller ökonomischer Bewertung bildet. Die übliche Redensart, daß man nur durch den Verlust von Etwas auf seinen Wert aufmerksam gemacht wird, weist auf einen wahren Sachverhalt hin, ist aber unrichtig ausgedrückt. Das, was man hat, hat überhaupt keinen Wert, denn das, was gehabt wird, wird einfach erlebt, es bildet einen subjektiv verlaufenden Prozeß, der erst objektiviert, hinausgerückt, dem Subjekte entäußert werden muß, damit ihm die Möglichkeit geboten werden soll, mit seinen Erlebnissen in Beziehung zu treten. Soll ich daher einer Sache, die ich besitze, Wert beimessen, so muß ich an die Möglichkeit ihres Verlorengehens denken.

Ein drastisches Beispiel dafür, wie das Subjekt seiner psychischen Inhalte oder sonstigen psychischen Funktionen sich entäußern muß, damit der Akt einer Bewertung zustande kommen soll, liefert der Wert, der den logischen Funktionen beigemessen wird. Daß irgend ein Vorstellungsinhalt als mit sich selber identisch gedacht werden soll, und daß dieses Gedachtwerden dabei als notwendig und unumstößlich empfunden werden soll, kann nur aus der Unmöglichkeit des Andersdenkens hervorgehen. Daß a gleich a ist, kann erst dann mit voller Klarheit zum Bewußtsein kommen und von der Aufmerksamkeit festgehalten werden, wenn der Versuch gemacht worden war, dieses a einem b gleichzusetzen. Solange das Denken seine Inhalte erfaßt, ohne auf widerstrebende Schranken zu stoßen, besteht für letzteres kein Grund, seine Aufmerksamkeit in besonderer Weise diesen Inhalten zuzuwenden. So ist es der Irrtum, der zur Bedingung der Wahrheitserkenntnis wird. Der Wert, der den logisch richtigen Urteilen zuteil wird, hat seinen Ursprung darin, daß die Wirklichkeit mannigfache Anlässe zu allerhand Irrtümern und logischen Verkehrtheiten bietet, und daß letztere vom Bewußtsein erkannt werden. Der unbefangene gesunde Menschenverstand weiß ebensowenig, daß er l o g i s c h urteilt, wie die bekannte Person in Molières Komödie, der bürgerliche Edelmann in „bourgeois gentilhomme“, es wußte, daß er sein Leben lang Prosa sprach, und der nur zufälligerweise davon Kenntnis bekommen hat. Nur die Inkongruenzen mit den logischen Gesetzen reißen ihn aus seiner Naivität heraus, und hier ist es auch, wo der Wert der

logischen Funktionen seinen Ursprung nimmt. Die Zerlegung des Gefühls in seine ursprünglichen Bestandteile und die Wiedervereinigung dieser Bestandteile, von der oben die Rede war, findet in dem Werturteile ihren vollständigen Ausdruck. Indem wir etwas als angenehm oder unangenehm, schlecht oder gut bezeichnen, tun wir nichts anderes, als sein Verhältnis zu unseren Bestrebungen angeben. Unmittelbare Erlebnisse, die sich in Ausrufungen, wie: „wie schön, wie angenehm, wie abscheulich“ Luft machen, können überhaupt nicht als Werturteile angesehen werden, denn in dergleichen Ausrufungen kommen nur passive Eindrücke zum Ausdruck, denen die jeden Denkakt kennzeichnende Beziehung eines Inhalts auf den andern gänzlich abgeht. Die meisten Werturteile aber, die dem alltäglichen Leben geläufig sind, beziehen sich auf solche Elemente, die im Wechsel der Erscheinungen sich als konstant erwiesen haben. Haben verschiedenartige Erlebnisse in einer beträchtlichen Anzahl von Fällen sich als angenehm oder unangenehm, gut oder schlecht bewährt, so werden zuerst die in diesen Fällen übereinstimmenden Momente von anderen unterschieden und zu einem einzigen Begriff zusammengefaßt. So werden die Begriffe süß, sauer, heiter, schön, häßlich gebildet. Von diesen Erlebnissen wird nun im Werturteile ausgesagt, daß sie angenehm oder unangenehm sind, d. h. es wird damit angedeutet, daß die zu verschiedenen Zeitpunkten übereinstimmenden Momente, welche sich zu gleicher Zeit von andern unterscheiden, in einem und demselben Verhältnis zu unseren Bestrebungen stehen. Wenn also gesagt wird: „das Süße ist angenehm“, „das Bittere ist unangenehm“, so wird damit nur folgendes gemeint: „das Gefühl des Süßen ist ein angenehmes Gefühl“, „das Gefühl des Bittern ist ein unangenehmes Gefühl“, d. h. es wird in dem einen Falle die Beziehung des Lustmoments zu unserem Begehren, in dem andern die Beziehung des Unlustmoments zu unserem Widerstreben angegeben. Diese Werturteile sind aber nur auf Grund der oben geschilderten Trennung des unmittelbaren Gefühlsmoments von seinem Bestreben und der Versetzung dieses Gefühlsmoments in die Vergangenheit möglich, denn daß meine Erlebnisse zu verschiedenen Zeitpunkten sich als die gleichen erweisen, kann ich nur aus der Ähnlichkeit des

gegenwärtigen Erlebnisses mit einem längst verschwundenen ermitteln.

Da das Gefühl der Unlust das treibende Motiv in sich enthält, welches das Subjekt dazu bewegt, über den gegebenen Zustand hinauszugehen und sich nach einem andern hinzudrängen, so bildet derjenige Zustand, in welchem das Fehlen von etwas aus gewissen physiologischen oder psychologischen Gründen ein Gefühl der Unlust mit sich führt, die günstigste Bedingung für das Eintreten der Vorstellung von diesem Etwas ins Bewußtsein. Das Streben des Subjekts nach irgend einem Punkte hat ursprünglich in einem Widerstreben seinen Ausgangspunkt. Ist es ein Zustand, den das Subjekt anstrebt, so muß das Hinstreben des Subjekts nach diesem Zustande in dem größern oder kleineren Widerstreben, das er seiner gegenwärtigen Lage entgegenbringt, begründet sein. Ist es ein materielles Objekt, auf welches das Subjekt sein Augenmerk richtet, so muß das Anstreben dieses Objekts in dem Nichtbesitzen seiner seinen letzten Grund haben. Das Widerstreben ist gleichsam ein Stoß, der die Psyche in Bewegung setzt. Die Bewegung nach einem Punkte hin ist aber gleichzeitig eine Bewegung von einem Punkte her. Streben und Widerstreben sind demnach korrelate Begriffe wie Annäherung und Entfernung. Tritt aber aus Unkenntnis, Mangel an Erfahrung oder sonstigen Gründen dieser Punkt in den Blickpunkt des Bewußtseins nicht ein, oder auch, wenn dieser angestrebte Punkt nicht im Bereiche der individuellen Möglichkeit liegt, so bleibt das Subjekt bei seinem Widerstreben, ohne daß sich aus diesem heraus ein Streben entwickeln soll. Es mag wohl in solchen Fällen ein dunkler Drang dem Subjekte innewohnen, aber letzteres wird sich dieses Dranges als Streben nicht bewußt. Was das angestrebte Objekt selbst betrifft, so ist der Charakter des Angestrebtwerdens, der ihm innewohnt, ebenfalls in diesem Widerstreben des Subjekts begründet. Denn in einem gleichgiltigen Zustande von dem Subjekte angetroffen, würde es möglicherweise letzterem als gleichgiltig erscheinen. Das Streben liegt also weder in dem Widerstreben allein, noch in der Vorstellung des angestrebten Objekts, sondern es entsteht lediglich in dem Momente des Zusammentreffens beider Elemente. Das Streben ist als eine

Funktion von zwei Faktoren zu betrachten, von denen der eine das Widerstreben, der andere die Vorstellung des angestrebten Objekts ausmacht. Das, was wir soeben vom Streben gesagt haben, gilt auch natürlich in bezug auf das Widerstreben, nur muß alles in umgekehrtem Sinne genommen werden. Ein Zustand des Genusses, in welchem das Subjekt verharrt, trägt nicht viel dazu bei, die Vorstellung des Leidens oder die der unangenehmen Dinge im Bewußtsein wachzurufen. Taucht aber einmal so eine Vorstellung im Bewußtsein auf, so bildet sich aus dem Streben, das dem Zustande des Genusses innewohnt, ein Widerstreben heraus, das auf die Vorstellung des Leidens oder die der unangenehmen Dinge gerichtet wird. Und umgekehrt auch ist der Charakter des Abgelehntwerdens, der den Vorstellungen des Leidens oder der der unangenehmen Dinge innewohnt, in dem Bestreben des Subjekts, den gegebenen Genußzustand zu erhalten, begründet.

Dieses positive oder negative Streben nun, das im Momente des Zusammentreffens zweier psychischer Gebilde entsteht, möchten wir als Wertgefühl bezeichnen. Neben den Gefühlen der Lust und Unlust also und ihren mannigfachen Schattierungen bilden die Gefühle des Werts eine für sich ganz abgeschlossene und selbständige Provinz von psychischen Einheiten, die immer auf irgend ein Gefühl der Lust oder Unlust bezogen werden, die aber eben deshalb mit keinem von demselben gleichgesetzt werden dürfen.

Das Wertgefühl erweist sich als eine psychologische Synthese von zwei psychischen Gebilden, von denen das eine den gegenwärtigen Gefühlszustand, das andere die Vorstellung des Objekts, welche zu diesem Gefühlszustand in Beziehung tritt, bezeichnet. Es sind also diese Gebilde Partialgefühle, aus deren Zusammensetzung sich dasjenige Totalgefühl herausbildet, welches wir Wertgefühl genannt haben. Bezeichnen wir nun den gegenwärtigen, positiven oder negativen Gefühlszustand mit dem Buchstaben a, das Objekt, dessen Vorstellung ins Bewußtsein tritt, und auf diesen Gefühlszustand bezogen wird, mit dem Buchstaben b, diese Vorstellung des Objekts selbst, das Symbol des Gegenstands, mit den Buchstaben sb, und endlich das Wertgefühl mit dem Buchstaben e,

so stellt sich uns dieses Wertgefühl in der Gestalt der folgenden Gleichung dar:

$$e = fasb.$$

Dasselbe Wertgefühl c kann aber auch dann erhalten werden, wenn der Gegenstand b, von dem die Rede ist, nicht als Symbol erst ins Bewußtsein eintritt, sondern, wenn er selbst von dem Subjekte gehabt, besessen wird, dann muß aber der Gefühlszustand a in der Form einer Vorstellung, eines Symbols dem Bewußtsein gegenwärtig sein. Denn wie es sich aus unseren früheren Erörterungen ergeben hat, vermag das Subjekt nur auf diese Weise sich dem gegenwärtigen, ihm unmittelbar gegebenen Objekte zu entäußern, sich von ihm gleichsam loszureißen und solchermaßen die Möglichkeit erhalten, mit diesem Objekte in Beziehung zu treten. In diesem Falle wird sich uns das Wertgefühl in der Gestalt der folgenden Gleichung darstellen.

$$c = fbsa.$$

(Schluß folgt.)

Archiv

für

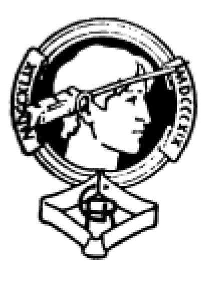
systematische Philosophie

Herausgegeben

von

Wilhelm Dilthey, Benno Erdmann, Paul Natorp,
Ludwig Stein und **Eduard Zeller.**

Neue Folge
der
Philosophischen Monatshefte.
XIII. Band.



Berlin.
Druck und Verlag von Georg Reimer.
1907.

IV.

Der ökonomische Güterwert als Wille zur Arbeit.

Von

R. Seligmann in Bern.

II.

Unsere Bedürfnisse befinden sich in einer Abhängigkeit von den Objekten der Außenwelt. Die Befriedigung eines Bedürfnisses äußert sich in einem Lust-, die Nichtbefriedigung desselben in einem Unlustgefühle. Die Objekte der Außenwelt fassen wir deshalb als Verursachung aller Lust- und Unlustgefühle auf, die in unserer Psyche auftreten. Da es uns aber einzig und allein an diesen Lust- und Unlustgefühlen gelegen ist, so fassen wir innerlich die Lust- und Unlustgefühle als unsere Zwecke auf, die Objekte der Außenwelt dagegen als Mittel, die unseren Zwecken dienen können. Äußerlich betrachtet, erscheinen uns die Objekte der Außenwelt als Ursachen unserer Gefühle, innerlich betrachtet erscheinen sie uns als Mittel, die wir zur Erreichung dieser Zwecke anstreben.

Der Wert, den wir irgend einem Dinge beimessen, bezieht sich entweder direkt auf unsere psychischen Inhalte, wie unsere Gefühle und geistige Funktionen überhaupt, oder auch auf diejenigen Objekte der Außenwelt, die wir als Verursachung aller dieser Gefühle betrachten. Die ersteren fallen unter die Kategorie der logischen, ethischen und ästhetischen Werte, die letzteren machen das Gebiet der ökonomischen Werte aus. Denn das charakteristische Merkmal eines ökonomischen Wertobjekts bildet seine Austauschbarkeit, die Fähigkeit, durch Gleiches aufgewogen zu werden. Unter einem ökonomischen Wertobjekt nämlich verstehen wir ein solches, das die

Fähigkeit besitzt, gegen ein anderes eingetauscht zu werden. Nun können die Gefühle selbst und die sonstigen geistigen Funktionen nicht aus dem Individuum herausgerissen und gegen andere eintauscht werden. Wohl vermögen es aber die Objekte der Außenwelt, die wir als die Ursachen unserer Gefühle betrachten. Sie können aus dem Bereiche des Individuums entfernt und durch andere, zweckmäßigere, nützlichere ersetzt werden. Aus diesem Grunde sind es größtenteils die materiellen Objekte der Außenwelt, die wir als ökonomische Wertobjekte auffassen. Da wir aber mit dem Begriff eines ökonomischen Wertobjekts den Begriff eines Mittels verbinden, so erstreckt sich das Gebiet der ökonomischen Werte auch auf rein psychische Funktionen, sobald sie nicht als Selbstzweck, sondern als die zu irgend einem anderen Zwecke dienenden Mittel aufgefaßt werden.

Da die psychischen Inhalte unser eigenes Selbst betreffen, während die Objekte der Außenwelt zwar der Erhaltung und Förderung unseres Daseins dienen können, an und für sich aber unserer Seele als etwas Fremdes gegenüberstehen, so nehmen in der Rangordnung unserer Werte die nicht-ökonomischen Werte eine höhere Stellung als die ökonomischen ein. Als das einzig Wichtige und Wertvolle, als dasjenige, was einzig und allein verdient, erhalten zu werden, betrachtet das Subjekt seine eigenen Gefühle, die Mittel dagegen, die dazu dienen, diese Gefühle herbeizuführen, betrachtet es als etwas, das seine Daseinsberechtigung von diesen seinen Gefühlen allein erhalten kann. Der Wert, der an diese Mittel geknüpft wird, ist ein geborgter, übertragener, reflektierter, und demgemäß muß er auch in der Rangordnung der Werte eine niedrigere Stelle einnehmen. Der Wert einer geistigen Leistung, die nicht Selbstzweck ist, sondern als Mittel zu anderen Zwecken dient, wird mit dem Werte eines materiellen Objekts gleichgesetzt. Denn solch eine geistige Leistung wird von dem Subjekt als etwas Fremdes, Äußeres, seinem inneren Wesen nicht Angehörendes betrachtet.

Mit dem Begriffe eines sehr hohen und edlen Wertes verbinden wir den Gedanken seiner Nichttauschbarkeit, Nichtkäuflichkeit. Alles dagegen, was als Mittel zu Zwecken, die in unserem Subjekte

liegen, angesehen wird, ist ökonomisch, austauschbar, käuflich. Der Trost, den wir aus der Heiligen Schrift schöpfen, bildet ein inneres Gut, dem jeder Gedanke an Tauschbarkeit, Käuflichkeit fremd bleibt, wohl aber unterliegt das gedruckte Papier, das uns diesen Trost vermittelt, unserer ökonomischen Wertschätzung. Die Symphonie, die wir bewundern, ist ebenfalls Etwas, das außerhalb des Gebietes unserer ökonomischen Wertschätzungen fällt, wohl aber machen das Orchester und die mechanischen Leistungen der Musikanten, die diese Symphonie zustande bringen, ein ökonomisches Wertobjekt aus. Eine anmutige Landschaft, ein schönes Gebäude können ebenfalls unter diesem doppelten Gesichtspunkte betrachtet werden; insofern nämlich sie ästhetische Gefühle in unserem Innern auslösen, sind sie nicht-ökonomische Werte, insofern sie aber als Material zur Verkörperung und auf diese Weise zur Ermöglichung dieser Gefühle dienen, sind sie ökonomische Wertobjekte. Mit dem Gedanken an den Wert einer geliebten Person verbinden wir den Gedanken ihrer Einzigkeit und Nichtaustauschbarkeit, alles dagegen, was als Mittel zur Erlangung der Liebe dieser Person dienen kann, fällt unter den Gesichtspunkt des ökonomischen Wertes. Wenn jemand sich irgend einem Studium, um des Studiums selbst willen, widmet, so macht der Wert, den er diesem Studium beimessen mag, einen nicht-ökonomischen Wert aus, betrachtet er es dagegen als Mittel zu anderweitigen Zwecken, so erhält es den Charakter des ökonomischen Wertes. Es wird somit begreiflich, wie auf einer gesellschaftlichen Entwicklungsstufe, wo der Wert der Persönlichkeit mit Geld aufgewogen wird, d. h. wo der Wert der Persönlichkeit auf den eines Mittels herabgedrückt wird, auch die Gefühle und die geistigen Leistungen dieser Persönlichkeit, wie sie sich in Liebe, Kunst, Religion und Wissenschaft kundgeben mögen, notwendigerweise unter den ökonomischen Gesichtspunkt treten müssen. Wir gehen mit raschen Schritten einem Zeitpunkt entgegen, wo das Streben, ökonomische Güter zu erwerben oder zu erhalten, die einzige Triebfeder zu einer wissenschaftlichen, künstlerischen und religiösen Leistung wie auch zu den Gefühlen der Liebe abgeben wird.

Damit glauben wir entschieden zu haben, was eigentlich als

ökonomisches Gut angesehen werden darf. Bekanntlich gehen bezüglich dieses Punktes die Meinungen auseinander. Die einen wollen unter einem Gute nur ein körperliches Objekt verstehen und schließen von dem Begriffe eines ökonomischen Gutes jede Handlung, jede Leistung aus. Die anderen schließen in den Begriff eines ökonomischen Gutes auch den Begriff einer Leistung ein, geben aber den Grenzpunkt nicht an, wo ein Gut aufhört, ein ökonomisches Gut zu sein. Wir dagegen verstehen unter einem ökonomischen Gute alles das, was von dem wirtschaftlichen Subjekte als Mittel zur Erreichung seiner letzten Zwecke angesehen werden kann, einerlei, ob dieses Mittel in einem materiellen Objekt oder in einer Handlung besteht. Als seine letzten Zwecke betrachtet das Subjekt die Befriedigung seiner Bedürfnisse und die mit dieser Befriedigung verbundenen Gefühle.

Mit dem Begriffe eines Mittels verbindet das Subjekt den Gedanken an etwas Provisorisches, an etwas, das überholt, überwunden werden muß, um zu etwas anderem gelangen zu können. Den Zweck dagegen betrachtet das Subjekt als einen Ruhepunkt, an dem Halt gemacht werden darf, und zu dem die Mittel führen. Für die Seele ist das Mittel gleichsam die psychische Strecke, die sie durchlaufen muß, um an die von ihr gesteckten Ziele ankommen zu können. Da das Streben, d. i. der psychische Bewegungsdrang, einen fundamentalen Zug der menschlichen Psyche bildet, so machen die Vorstellungen von Mitteln den Inhalt der menschlichen Seele aus. Da aber das sich Bewegende den Ruhepunkt, in bezug auf welchen es sich bewegt, vor Augen halten muß, damit es seine Bewegung unmittelbar wahrnehmen könne und sich klar zum Bewußtsein bringe, so sind die Vorstellungen der Zwecke der Seele ebenso eigen, wie die der Mittel. Die Seele schafft sich Zwecke, um an ihrer Betrachtung ihres eigenen Strebens vollständig sich bewußt werden zu können. Die alte Klage, die erreichten Ziele ließen die Seele unbefriedigt, da sie nach dem Erreichen dieser Ziele unaufhaltsam zu anderen forteilt, verkennt die Tatsache, daß das Streben eine Grundeigenschaft der menschlichen Seele ausmacht. Genauer zugesehen, sind es nicht die Mittel, die um der Zwecke willen da sind, sondern umgekehrt; die Zwecke geben vielmehr

bloße Orientierungspunkte ab, die den Bewegungen der Seele eine bestimmte Richtung vorschreiben.

Schon die Bedeutung des Wortes Mittel weist auf etwas hin, das sich zwischen das individuelle Streben und seine Zwecke stellt. Für das Subjekt bedeutet demnach Mittel ein Hindernis, das überwunden werden muß, damit es zu einem angestrebten Punkte gelangen könne. Die Vorstellung von einem Mittel stellt sich auf diese Weise als gleichbedeutend der Vorstellung von Arbeit heraus. Denn Arbeit bedeutet ja für das Subjekt nichts anderes, als die Überwindung einer Hemmung, einen Verbrauch von Energie, vermittelst deren das besagte Subjekt das ihm als nützlich Scheinende zustande bringt. Was ist aber das Anwenden eines Mittels, wenn nicht ein Verbrauch einer gewissen Art Energie, vermittelst deren das Subjekt irgendein von ihm angestrebtes Ziel erreichen will?

Die Befriedigung eines Bedürfnisses, um die es eigentlich allein dem Subjekte zu tun ist, erweist sich immer als an irgendein materielles Objekt oder irgendeine psychische Leistung gebunden. Was zunächst die materiellen Objekte, die Sachgüter, betrifft, so sind sie, wie oben bereits hervorgehoben worden ist, physikalisch und physiologisch betrachtet, ebensoviele Reize, die vom empfindenden und fühlenden Subjekt als Verursachungen seiner Gefühle angesehen werden. Vom Standpunkte des bewertenden Subjekts aber sind es nur Mittel, die dazu bestimmt sind, die angestrebten Zwecke, d. h. die Gefühle, herbeizuführen. Wenn aber ein materielles Objekt, eine Sache, die Befriedigung eines Bedürfnisses herbeiführen soll, muß es gewisse Wandlungen durchmachen, die nur mit Zuhilfenahme des begehrenden Subjekts vollzogen werden können. Was die Handlungen betrifft, so sind sie, wenn sie vom Subjekt als Mittel zur Erreichung eines Zieles betrachtet werden, ebenso sehr Energieleistungen, wie die vermittelst des Subjekts vollzogenen Umwandlungen der materiellen Objekte zum Zwecke einer Bedürfnisbefriedigung.

Eine Sache schätzen heißt so viel, als sie in den Bereich seiner Individualität hineinziehen wollen; denn einer Sache einen positiven Wert beimessen, bedeutet so viel, als sie in eine positive Beziehung zu dem Willen setzen. Ein materielles Objekt wollen, heißt so viel,

als den Genuß, der mit diesem Objekt verbunden ist, anstreben. Seiner materiellen Beschaffenheit nach aber kann ein materielles Objekt nicht Gegenstand eines unmittelbaren Genusses werden. Es gehört eine Reihe mechanisch-physiologischer Prozesse dazu, damit dieses Objekt in einen unmittelbaren Genuß verwandelt werden soll. Das materielle Objekt erweist sich also als ein Mittel, das den Genuß erst zustande bringt. Ein materielles Objekt wollen, heißt also ein Mittel wollen. Da aber die Welt der materiellen Objekte, ebenso wie die der geistigen, in einem stetigen Zusammenhange sich befindet, so kann der Genuß oft erst nach einer Überwindung einer ganzen Reihe von Mitteln erreicht werden. So befindet sich die Frucht, die ich anstrebe, in einem materiellen Zusammenhange mit dem Baum, auf welchem sie wächst, der Baum befindet sich wiederum in einem materiellen Zusammenhange mit dem Boden, auf welchem er gedeiht, usw. Der Genuß, den ich anstrebe, befindet sich häufig am Ende einer ganzen Reihe von Arbeiten, die geleistet werden müssen, damit er erlangt werden könne. Auf diese Weise stellt es sich heraus, daß das Streben nach einem materiellen Objekte häufig dem Streben nach einer ganzen Reihe von Anstrengungen, die den Genuß erst ermitteln, gleichkommt.

Sind die materiellen Objekte, die dem Subjekte zur Verfügung stehen, in kleinerer Menge vorhanden, als es den Bedürfnissen dieses Subjekts Genüge leisten könnte, so wird das Gleichgewicht, in dem das Subjekt und seine materielle Umgebung stehen, gestört, und diese Störung des Gleichgewichts äußert sich bei dem Subjekte in dem Gefühle des Mangels. Dieses Gefühl ist der Ausgangspunkt, von welchem aus das Subjekt die ihm fehlenden materiellen Objekte anstrebt. Verfügt also das Subjekt über eine Quantität von Gütern, die ihrem Quantum nach nicht unbeschränkt sind, so wird endlich eine Grenze kommen müssen, wo nach weiterer Beschränkung derselben manches von den Bedürfnissen des Subjekts unbefriedigt bleiben muß. Dasjenige Bedürfnis nun, das von der Teilquantität eines Gutes dermaßen abhängt, daß mit dem Verschwinden dieser Teilquantität auch das in Rede stehende Bedürfnis unbefriedigt zu bleiben droht, möchten wir als Grenzbedürfnis

bezeichnen. Die Höhe dieser Grenze steht in umgekehrtem Verhältnisse zu der Quantität der verfügbaren Güter. Je größer diese letztere ist, desto geringer wird das Grenzbedürfnis sein, und umgekehrt je kleiner sie ist, desto höher wird sie ausfallen. Bei jeder Teilquantität eines verfügbaren Gutes, von welcher das Grenzbedürfnis abhängt, wird sich dem Subjekt der Gedanke an die Möglichkeit ihres Verlorengehens aufdrängen. Dieser Gedanke ist es eigentlich, von welchem die Bedeutung, die das Subjekt der ihm verfügbaren Teilquantität zuschreibt, ausgeht. Er ist es also, der als Ausgangspunkt des Strebens die Güter zu erhalten und zu vermehren dient, denn das wirtschaftliche Subjekt wird immer bestrebt sein, seine Umgebung ins Gleichgewicht mit seinem Bedarf zu bringen. Je wichtiger und dringender das Grenzbedürfnis ist, desto stärker wird einerseits das Streben sein, die gegebene Teilquantität in ihren nützlichen Eigenschaften zu erhalten, und ein desto größeres Maß von Arbeit wird andererseits erforderlich sein, damit die Quantität der Güter ins Gleichgewicht mit dem Bedarf gesetzt werden könnte. Das Ähnliche gilt in dem umgekehrten Falle. Die Bedeutung also, die das Subjekt der verfügbaren Teilquantität eines Gutes beilegt, gilt eigentlich einzig und allein dem Maße der Arbeit, die mit dieser Teilquantität verbunden ist. Nicht als ob das Subjekt diese oder jene Bedeutung der gegebenen Teilquantität beimessen soll, w e i l mit dieser Teilquantität ein gewisses Maß von Arbeit verbunden ist, sondern diese Bedeutung stellt nur die Form dar, in welcher das Streben des Subjekts, die Teilquantität zu erhalten und zu vermehren, seinen Ausdruck findet.

Bedürfnis und Arbeit im ökonomischen Sinne hängen insofern zusammen, als jedes unbefriedigte Bedürfnis einen unangenehmen Zustand mit sich führt, jeder unangenehme Zustand mit einem Widerstreben verbunden ist, und jedes Widerstreben gleichzeitig wiederum als Ausgangspunkt eines Strebens nach einem entgegengesetzten Zustande dient. Je dringender das Bedürfnis ist, das ich verspüre, desto stärker wird mein Streben sein, diesem Bedürfnis Genüge zu leisten. Die Befriedigung eines ökonomischen Bedürfnisses aber kann nur durch Herbeiführung ökonomischer Güter erfolgen. Das Streben nach Herbeiführung ökonomischer Güter aber

ist nichts anderes, als das Streben nach Arbeit. Denn wiewohl das Streben eigentlich dem Genusse gilt, und es dem Subjekte letzten Endes alles auf den zu erreichenden Zweck ankommt ist doch in einem ökonomischen Gute die zu leistende Arbeit an den zu erreichenden Genuß so eng gebunden, daß das Streben des Subjekts nach dem Genuß von seinem Streben nach dem Mittel des Genusses nicht getrennt werden kann.

Die Größe der Bedeutung, die der Teilquantität eines Gutes beigelegt wird, wird an der Größe der Hemmung, welche dem Subjekte in seinem Streben nach dieser Teilquantität entgegentritt, gemessen. Befindet sich diese Teilquantität in den Händen des Nachbars, so tritt diese Hemmung in der Forderung eines Ersatzgutes auf. Die Größe dieses Ersatzgutes also gibt den Maßstab für die Größe der Bedeutung ab, welche das Subjekt den in den Händen des Nachbars befindlichen Teilquantitäten beilegt.

Wendet das wirtschaftliche Subjekt seine Aufmerksamkeit der Bearbeitung eines Ersatzgutes zu, so gilt die Mühe, die er darauf verwendet, denjenigen Teilquantitäten, die sich in dem Besitze seines Nachbars befinden und deren er habhaft werden möchte. Die Größe des Strebens, dieses Ersatzgut in seinen nutzbringenden Eigenschaften zu erhalten und es zu vermehren, hängt von der Größe seines Strebens nach den Teilquantitäten seines Nachbars und von dem Umfange seiner Bedürfnisse ab. Das wirtschaftliche Subjekt tritt also an seinen Nachbar mit der Forderung heran, ihm für dieses so bearbeitete Ersatzgut mit Gütern von anderer Qualität zu vergelten. Wenn nun vorausgesetzt wird, daß das wirtschaftliche Subjekt von dem Stande der Bedürfnisse in seiner Umgebung genau unterrichtet ist, so wird auch in der Regel dieser seiner Forderung Rechnung getragen werden, denn das Wirtschaftssubjekt wird nur solche Güter zu erhalten und zu vermehren bestrebt sein, die wirklich für die Umgebung von ökonomischer Bedeutung sind. Daher kommt es, daß in einer ausgebildeten und geregelten Wirtschaft Bedürfnis und Arbeit dermaßen zusammenfallen, daß solche Güter, für deren Erhaltung und Vermehrung viel Arbeit verwendet worden ist, auch mehr als andere nötig sind und verlangt werden.

Befindet sich das begehrte Gut in dem Bereiche eines andern, so wird das Maß der Arbeit, das erforderlich ist, um dieses Gut erlangen zu können, an dem Objekt gemessen, welches dafür eingetauscht werden soll. Je größer die Anhänglichkeit des begehrenden Subjekts für das einzutauschende Ersatzgut ist, desto größer ist sein Verlangen, das Gut seines Nachbars in seinen eigenen Besitz zu ziehen, desto größer also sein Wille zur Arbeit. Ist dieser Wille zur Arbeit bei einem wirtschaftlichen Subjekte intensiv genug, um seine Anhänglichkeit an dem einzutauschenden Gute zu überwinden, so wird das besagte Subjekt in einen Tausch eingehen. Vorausgesetzt nämlich, daß das tauschende Individuum über das nötige Maß der Arbeit verfügt, wird sich bei dem isolierten Tausche der Wille zur Arbeit, der sich in dem Willen, ein Ersatzgut von bestimmter Bedeutung und Größe aus seinem Bereiche zu entfernen, äußert, der Intensität und dem Umfange des Bedürfnisses des tauschenden Individuums entsprechend gestalten. Finden sich aber noch andere tauschende Individuen an der gegebenen Stelle ein, die sich ebenfalls um das begehrte Gut bewerben, deren Bedürfnisse aber einen verschiedenen Grad von Dringlichkeit aufweisen, so wird sich ein gemeinsamer Wille zur Arbeit einstellen, der sich nach dem kleinstmöglichen Bedürfnisse, das in der tauschenden Gruppe noch zur Geltung kommt, richtet. Denn das Interesse des oben genannten lauschenden Individuums wird ihm raten, nicht sofort mit seinem Ersatzgute herauszurücken, und abzuwarten, ob der Stand der Bedürfnisse innerhalb der tauschenden Gruppe, und somit auch der dort herrschende Wille zur Arbeit, ihm nicht gestatten würde, ein kleineres Opfer zu bringen und dem begehrten Gute ein kleineres Maß von Arbeit entgegenzustellen. Dieses kleinste Bedürfnis, und somit auch der kleinste Wille, findet seinerseits seine Grenze in dem Willen des Besitzers des begehrten und umworbenen Gutes, der nur dann willig ist, letzteres herzugeben, wenn er mit einem Ersatzgut von bestimmter Bedeutung und Größe entschädigt wird.

Allein der Wille zur Arbeit, der hier in Betracht kommt, ist der realisierte Wille, nicht der Wille der Möglichkeit nach. Wie groß ein Bewegungsimpuls auch sein mag, er bleibt doch immer an

die mechanische Gesetzmäßigkeit der Realität der Außenwelt gebunden und kann nicht zum Ausdruck kommen, sobald er aus irgendwelchen mechanischen oder physiologischen Gründen gehemmt oder aufgehoben wird. Das Nämliche gilt auch von dem ökonomischen Bewegungsimpulse, dem Streben nach Arbeit, das sich auf dem ökonomischen Gebiete kundgibt. Wie dringend auch ein ökonomisches Bedürfnis und demnach der ökonomische Bewegungsimpuls sein mag, er bleibt immerhin an die Gesetzmäßigkeit der in der gegebenen Gesellschaft maßgebenden Verhältnisse gebunden und kann ebenfalls nicht zum Ausdruck kommen, wenn es dem wirtschaftlichen Subjekt an genügender Tauschkraft gebricht, um seine ökonomischen Strebungen in ökonomische Handlungen umsetzen und verwerten zu können. Solche gehemmten Strebungen bleiben vom Wettbewerbe um das begehrte Gut ausgeschlossen. Die Wollungen und Strebungen, von denen hier gehandelt wird, besitzen sämtlich die Fähigkeit, in eine ökonomische Handlung umgesetzt zu werden, nur besitzen sie dieselbe Fähigkeit nicht alle in demselben Maße. Innerhalb der gegebenen tauschenden Gruppe sind die Tauschkräfte voneinander verschieden. Bei dem gleichen Grade der Anziehungskraft, die ein begehrtes Gut auf die zu einem Tausche gelangenden Individuen ausübt, wird die Größe der ökonomischen Kraft oder Tauschkraft, an der größeren oder kleineren Leichtigkeit gemessen, mit der ein tauschendes Subjekt die Anhänglichkeit an seinem Ersatzgute überwindet. Dasjenige Individuum, dem es keine besondere Schwierigkeiten bereitet, sich von seinem Ersatzgute zu trennen, um es gegen das angestrebte Objekt einzutauschen, wird ökonomisch stärker sein, als dasjenige Individuum, dem es Mühe kostet, sein Ersatzgut gegen das angestrebte herzugeben.

Die realisierbaren Wollungen und Bestrebungen, die demgemäß auf dem Markte zusammentreffen, wirken aufeinander ein, so daß letzten Endes eine Willensresultante sich herausbildet, die sich nach dem kleinstmöglichen Willen richtet. Setzen wir nämlich voraus, daß das umworbene Gut eine gleiche Anziehungskraft auf die gesamten Glieder der tauschenden Gruppe ausübt, so wird sich dasjenige Individuum, das die größte ökonomische Kraft besitzt, auch am leichtesten von seinem Ersatzgute trennen lassen. Es wird also

geneigt sein, von diesem seinem Ersatzgute die größtmögliche Menge von der bestmöglichen Qualität, um das begehrte Gut in seinen Besitz hineinzuziehen, herzugeben. Da aber das in Frage stehende Individuum einerseits darauf bedacht sein wird, seine ökonomische Kraft möglichst zu sparen, um es für andere Fälle zu behalten, und anderseits die andern Glieder der in Frage stehenden Gruppe ihres Ersatzgutes sich nicht so leicht entäußern können, so wird das besagte Subjekt abwarten, ob die auf dem Markte geltenden Umstände ihm nicht gestatten würden, ein so kleines Opfer als möglich zu bringen. Die gleichen Bestrebungen treten auch im gegenüberstehenden Lager hervor — im Lager also, wo die Besitzer des angestrebten und umworbenen Gutes sich befinden. Denn wiewohl mancher Besitzer anfangs geneigt sein würde, das in Frage stehende Gut gegen ein Ersatzgut von der kleinsten Menge und schlechtesten Qualität loszuschlagen, wird es doch abwarten, ob ihm nicht die Möglichkeit geboten sein würde, das in Frage stehende Gut gegen ein Ersatzgut von der größten Menge und besten Qualität zu geben, denn die andern Besitzer, die sich um das gleiche Ersatzgut bewerben, hängen fester an dem besagten Gut und sind nicht gewillt, es gegen ein geringes Ersatzgut einzutauschen. Diese beiden kleinstmöglichen Willen also stehen sich gegenüber und begrenzen einander. Weicht jeder von diesen sich gegenüberstehenden Willen von einer gewissen Grenze ab, so hört überhaupt jeder Tausch auf.

Da die Trennung von irgend einem Gute zugunsten eines andern immer die Überwindung einer Hemmung bedeutet, und Überwindung einer Hemmung nichts anderes als Arbeit ist, so sind die ökonomischen Willen, die hier ihre Wirksamkeit entfalten, eigentlich Willen zur Arbeit. Der Markt ist also der Platz, wo die verschiedenen ökonomischen Kräfte in Gestalt von Willen zur Arbeit aufeinander losgehen und zueinander in Beziehung treten, so daß letzten Endes als Resultante sich der kleinstmögliche Wille herausstellt. Wir haben uns die individuellen Wollungen, die hier kollidieren, als Systeme von psychischen Kräften zu denken. Vermöge der eigenartigen Natur der hier zusammentreffenden Systeme von Kräften erzeugen die kleineren Systeme bei den größeren Hemmungskräfte, die dämpfend und mäßigend auf letztere ein-

wirken. Diese Hemmungen, die man physiologisch aus den Hemmungszentren des Zentralnervensystems ausgehen läßt, äußern sich in den Überlegungen und Urteilen des wirtschaftlichen Subjekts, vermöge welcher letzteres verhindert wird, das größtmögliche Gut herzugeben und einzutauschen, wie es seiner ökonomischen Veranlagung nach ursprünglich geneigt sein sollte.

Es ist schon oben bereits hervorgehoben worden, daß wenn die verfügbare Gütermenge so klein ist, daß sie dem Bedarfe des wirtschaftlichen Subjekts nicht zu jeglicher Zeit und nicht in vollem Maße genügen kann, und seine Einsicht auch soweit vorgedrungen ist, daß diese Tatsache ihm klar zum Bewußtsein kommt, so ist schon damit ein Anlaß zu seinem Streben nach Quantitäten von diesem Gute gegeben. Die Bedeutung aber, die das Subjekt einer verfügbaren Gütermenge beimißt, ist eine übertragene. Angestrebt vom wirtschaftlichen Subjekt und folglich bewertet wird ursprünglich eigentlich die fehlende Quantität. Bezeichnen wir mit y die Güterquantität, die erforderlich ist, um den vollen Bedarf des wirtschaftlichen Subjekts zu decken, mit p die vorhandene Quantität, über die das Subjekt gegenwärtig verfügt, so ist es die Differenz (y-p), die über den Wert einer verfügbaren Güterquantität entscheidet. Die Größe dieser Differenz entscheidet auch über die Größe und das Maß des Wertes, welchen das Subjekt einer verfügbaren Quantität beilegt. Da diese Differenz ein gewisses Quantum von Arbeit bedeutet, das erforderlich ist, um die fehlende Güterquantität herbeizuführen, so kann man wohl sagen, daß es schließlich das Maß der Arbeit ist, welches in jedem konkreten Falle den ökonomischen Wert bestimmt.

Der Gang unserer bisherigen Untersuchungen führte uns zu dem von Böhm-Bawerk und Menger vertretenen Standpunkte, wonach der Wert irgendeiner Teilquantität einer verfügbaren Gütermenge nach dem kleinsten Nutzen, den diese Teilquantität dem wirtschaftlichen Subjekt zu gewähren vermag, bemessen wird. Nach dieser Theorie wird irgendeine Teilquantität einer verfügbaren Gütermenge nicht nach der Wichtigkeit des Bedürfnisses für die Erhaltung und Förderung des Lebens, das diese Teilquantität vermöge ihrer Eigenschaften zu befriedigen vermag, vom wirtschaftlichen Subjekte

gewertet, nicht nach ihrer Qualität also, sondern lediglich nach dem geringsten von den vielen Bedürfnissen des Subjekts, das von der gegebenen Teilquantität noch gedeckt werden kann, d. h. die Quantität gibt den Ausschlag. So werden Luft und Wasser nicht nach der ungemein hohen Bedeutung, die sie für das Leben haben, bewertet, sondern nach dem geringsten Bedürfnisse, das durch sie noch befriedigt werden kann. Der Grund hierfür ist darin zu sehen, daß wenn irgendeine Teilquantität einer verfügbaren Gütermenge verloren ginge, das wirtschaftliche Subjekt zuvörderst darauf bedacht sein würde, nachzusehen, inwiefern seine Bedürfnisse darunter gelitten haben. Steht nun das besagte Gut dem wirtschaftlichen Subjekt in unbegrenzter Menge zur Verfügung, so daß die verloren gegangene Quantität zu jeder Zeit beliebig durch eine andere ersetzt werden kann, wie es mit Luft und Wasser der Fall ist, so wird das wirtschaftliche Subjekt der gegebenen Teilquantität keine Bedeutung beilegen. Ist aber die verfügbare Gütermenge örtlich und zeitlich beschränkt, so daß durch das Verschwinden irgendeiner Teilquantität eines Gutes auch die Befriedigung irgendeines Bedürfnisses mitgenommen wird, so wird das wirtschaftliche Subjekt unter allen seinen Bedürfnissen Umschau halten, um das Geringste aufzusuchen, worauf es Verzicht leisten könnte, um sich die Möglichkeit zu erhalten, die Befriedigung der übrigen nächstdringenden Bedürfnisse durch die gebliebenen Teilquantitäten zu sichern. Nach diesem geringsten Bedürfnisse nun wird das wirtschaftliche Subjekt die gegebene Teilquantität eines Gutes bewerten. Die Möglichkeit des Verlorengehens nun, der Gedanke an das Nichtvorhandensein eines Gutes, das Bewußtsein des Mangels also, das gibt den leitenden Gesichtspunkt ab, wonach der Wert einer gegebenen Teilquantität bemessen wird. Da aber das Bewußtsein des Mangels ein Streben nach der fehlenden Quantität erzeugt, und diese fehlende Quantität, wie wir bereits gesehen haben, der Arbeit gleichbedeutend ist, so wird also der Wert eines Gutes nach dem Streben nach Arbeit bemessen. Hier sehen wir also, daß wenn wir von dem subjektivistischen Standpunkt der psychologischen Schule ausgehen und den ökonomischen Güterwert lediglich aus den Bedürfnissen des Subjekts heraus deduzieren, wir notwendigerweise dazu gelangen

müssen, in den so erhaltenen Begriff des Werts das Moment der Arbeit aufzunehmen.

Ein Wanderer sei in eine einsame Gegend verschlagen, wo er eine Zeitlang hindurch ohne Nahrung herumzustreifen genötigt ist. Der Hunger, der ihn quält, ruft in ihm die Vorstellung von etwaigen Obstbäumen wach, die er auf seinem Wege antreffen könnte. Er ist also von dem Streben beseelt, den Genuß der so erwünschten Früchte zu erlangen. Da aber dieser Genuß erst am Ende einer ganzen Reihe von Arbeiten, wie Klettern, Pflücken, Schälen usw. erreicht werden kann, und da diese zu leistenden Arbeiten mit dem Genusse so eng verbunden sind, daß der besagte Wanderer in seiner Phantasie sie voneinander gar nicht trennt und als ein und dasselbe Ding betrachtet, so ist dieses Streben eigentlich ein Streben nach Arbeit. Nun fügt es der gütige Zufall der Natur, daß er wirklich ein paar Obstbäume und nebenbei ein Stück bebaubaren Landes findet. Nehmen wir an, der Wanderer, nachdem er seinen Hunger gestillt hat, lasse sich auf diesem Platze nieder und schlage dort seinen Wohnort auf. Nehmen wir weiter an, dieser Wanderer habe aus Holz und Eisen, die er in dieser Gegend findet, die zur Bebauung des Stückchens Acker erforderlichen Werkzeuge verfertigt. Da der Wanderer sich dessen wohl bewußt ist, daß die paar Bäume und das Stückchen Land nicht ausreichen, seine Bedürfnisse zu jeder Zeit und in vollem Maße zu erfüllen, so wird er in seinem Innern ein Bestreben hegen, die fehlenden Güter zu erwerben. Da aber das Erwerben solcher Güter nur durch irgendwelche Anstrengungen ermöglicht werden kann, so wird dieses Bestreben gleichzeitig ein Bestreben nach Arbeit sein. Das Bewußtsein des Mangels, welches die hohe Bedeutung ausmacht, die der besagte Wanderer den unter seiner Verfügung stehenden Gütern beilegt. Da aber, wie wir soeben gesehen haben, dieses Bewußtsein mit einem Streben nach Arbeit verbunden ist, so erweist sich auch der Wert, den unser Wanderer den Geschenken der Natur beilegt, eigentlich auch als dasselbe Streben nach Arbeit. Weil er von dem Bestreben, die fehlende Güterquantität zu erlangen, so erfüllt ist, deshalb wird er auch bestrebt sein, die vorhandene Güterquantität in ihren nützlichen Eigenschaften zu erhalten. Es wird

ihn dazu veranlassen, sein Stückchen Land mit den paar Obstbäumen zu hegen und zu pflegen, es mit einer Hecke zu umfrieden, um es vor etwaigen Angriffen zu schützen.

In einem Wirtschaftssystem, wo das Erlangen von ökonomischen Gütern nur durch den Tausch ermittelt werden kann, wie es in der heutigen Geldwirtschaft geschieht, wird das Maß der Arbeit, das erforderlich ist, um ein gewisses Gut zu erwerben, durch den Preis repräsentiert. Ein wirtschaftliches Subjekt, das sich bereit erklärt, einen bestimmten Preis zu zahlen, erklärt sich auch schon damit bereit, ein gewisses Maß von Arbeit zu vollziehen. Ein begütertes Subjekt, das leichten Herzens hohe Preise bezahlt, während es einem unbemittelten häufig große Schwierigkeiten bereitet, mäßige Preise zu bezahlen, verfügt über ein weit größeres Maß von Leistungsenergie, als das letztere. Es braucht wohl nicht besonders hervorgehoben zu werden, daß dieses Maß von Energie, die das begüterte Individuum besitzt, weder in seinen Muskeln, noch in seinem Gehirn enthalten zu sein braucht, und daß dieser Umstand lediglich ein Werk bestimmter sozialer Verhältnisse ist.

Wenn der Landmann in einem Hungerjahre den Preis der ihm verfügbaren Kornmenge so hoch anschlägt, so drückt dieser Preis nichts anderes aus, als das Maß der Anstrengungen, welche er zu machen bereit wäre, um unter den gegebenen Umständen die volle Ernte herstellen zu können. Diese zu leistende Arbeit wird also auf die vorhandene Güterquantität übertragen, und der Preis stellt nur die Form dar, in welcher diese zu leistende Arbeit ihren Ausdruck findet. Das wirtschaftliche Subjekt, das einen Teil dieses Preises zu zahlen gewillt ist, ist auch damit gewillt, ein gewisses Arbeitsquantum auf sich zu nehmen. Wenn der Kunstverständige ein kleines Kunstwerk mit einem so hohen Preise bezahlt, so geschieht es in dem Bewußtsein, welche Schwierigkeiten die Natur zu überwinden hat, um endlich einen echten Künstler zu schaffen, und folglich, wie schwer es ihm selbst fallen wird, so ein Kunstwerk noch einmal zu erhalten. Stünde es in der Macht der Natur, erhabene Geister mit derselben Leichtigkeit hervorzubringen, wie sie so manche andere Dinge hervorbringt, es wäre niemand eingefallen, gelungene Meisterwerke so hoch zu bewerten. Und wenn

jemand ein hohes Entreegeld bezahlt, um während zweier Stunden Gesangstücke anzuhören, die von einem berühmten Sänger vorgetragen werden, so geschieht es einzig und allein nur deshalb, weil der Betreffende eine mehr oder weniger klare Vorstellung davon hat, wie viele Kombinationen und Versuche die Natur machen muß, um schließlich eine Kehle von solcher Vollkommenheit herzustellen, und folglich, wie schwer es ihm selbst fallen wird, noch einmal so etwas anzuhören. Angesichts der Tatsache, daß ein kleines Kunstgemälde, welches in verhältnismäßig kurzer Zeit den glücklichen Pinselstrichen eines großen Meisters entsprungen ist, von einem Sachverständigen tausendmal soviel ökonomisch bewertet wird, als eine ganze Reihe von mühseligen Arbeiten, über die sich eine Schar von fleißigen Stümpern abgerackert haben, muß ein konsequenter Marxist, wenn er anders der Theorie seines Meisters treu bleiben will, zu dem Standpunkte eines Nietzsche seine Zuflucht nehmen, der sagt, die Geschichte der Menschheit sei nur ein Umweg, um zu fünf, sechs großen Männern zu gelangen. Denn nur von einem ähnlichen Standpunkte aus, der von Nietzsche freilich in einer etwas paradoxen und übertriebeneu Form ausgedrückt wurde, kann ein ökonomisch hoch bewertetes Meisterwerk als ein Arbeitsprodukt angesehen werden.

Das Maß der Energie, das solchermaßen über die Größe des Werts entscheidet, ist eine Potenz, die lediglich in dem Bewußtsein des bewertenden Subjekts angetroffen wird, es will bloß besagen, daß, wenn das wirtschaftliche Subjekt einem ökonomischen Objekt Wert beilegt, es damit ein bestimmtes Maß von Arbeit zu leisten bereit ist, darf aber nicht, wie es die Ricardo-Marxische Theorie verlangt, in das ökonomische Objekt selbst verlegt werden. Nach unserer Auffassung stellt der ökonomische Wert ein bestimmtes Quantum Willensenergie dar, die sich auf ein Äußeres bezieht, und zuvor dermaßen, daß, je größer der Wert, den das wirtschaftliche Subjekt einem ökonomischen Objekte beimißt, desto größer die Energie ist, die auf dieses Objekt gerichtet wird, während der Ricardo-Marxischen Theorie gemäß der Wert in dem Objekte selbst stecken soll. Nach dieser Theorie, die speziell bei Marx eine berühmt gewordene Ausgestaltung und Formulierung gefunden hat, soll das

ökonomische Objekt eine verkörperte Arbeit darstellen, eine sogenannte geronnene Arbeitszeit, und der Wert, der diesem Objekt beigelegt wird, soll mit der Größe der in ihm verkörperten Arbeit wachsen. Daß die Arbeit die Grundlage des ökonomischen Werts bildet, will Marx bekanntlich aus den Tatsachen der ökonomischen Erfahrung empirisch abgeleitet haben, indem er sich die folgende Frage stellt: woran liegt es, daß Dinge, die ihrer Natur nach voneinander grundverschieden sind, Dinge, die verschiedenen Bedürfnissen dienen und vom Subjekte oft zu entgegengesetzten Zwecken gebraucht werden, von ihm in ökonomischer Beziehung als etwas Gleiches angesehen werden, daß Wein, Zucker, Bücher, Schuhe in ökonomischer Beziehung als ein und dasselbe Ding betrachtet werden? Worin besteht nun dieses ökonomische Gemeinsame, das allen diesen verschiedenen Dingen zugrunde liegt? Und nach einer Reihe von hegelianischen Kniffen und dialektischen Purzelbäumen, wo dieser positive und klare Geist zu zeigen bemüht war, wie die einfachsten Dinge philosophisch verdreht werden können, entpuppt sich dieses Gemeinsame als menschliche Arbeit. Nun unterliegt es keinem Zweifel, daß in allen diesen verschiedenen ökonomischen Objekten ein gemeinsames Element enthalten sein muß, in bezug auf welches all diese Dinge vom wirtschaftlichen Subjekt als gleich betrachtet werden, daß aber dieses Element die Arbeit sein soll, ist eine Annahme, die von Marx unbegründet hingestellt worden ist; denn daß Arbeit überhaupt, Arbeit an und für sich, von dem wirtschaftlichen Subjekt ökonomisch bewertet werden soll, kann weder durch die ökonomische Erfahrung, noch durch die Tatsachen des Bewußtseins bestätigt werden. Freilich fügt Marx die Bemerkung hinzu: die menschliche Arbeit werde nur dann bewertet, wenn sie dem wirtschaftlichen Subjekt irgendeinen Nutzen bringt. Diese Bemerkung hilft aber nichts; denn wenn die Arbeit unter der einzigen Bedingung einen Wert erhält, daß sie dem wirtschaftlichen Subjekt irgendwie nützlich sein soll, so ist es doch schon nicht mehr die Arbeit, sondern einzig und allein der Nutzen, der letzten Endes über den Wert eines Gutes entscheidet.

Allein wiewohl diese Arbeit als ein subjektives Phänomen verstanden werden darf und nicht als etwas im ökonomischen

Objekt selbst Steckendes zu denken ist, kann man sich doch Fälle vorstellen, wo es praktisch höchst brauchbar ist, ein ökonomisches Objekt als geronnene Arbeitszeit gelten zu lassen. Wenn ein ökonomisches Bedürfnis nämlich mit einem Willen zur Arbeit verbunden ist, so müssen sich Bedürfnis und Willensenergie dermaßen entsprechen, daß mit der Größe des Bedürfnisses auch die Intensität des Willens wächst, d. h. es muß zwischen Bedürfnis und Willen zur Arbeit ein konstantes Verhältnis obwalten. Wenn nun ein wirtschaftliches Subjekt A ein Bedürfnis nach einem ökonomischen Objekt empfindet, so daß es bereit ist, eine bestimmte Arbeit von der Größe y zu leisten, um das angestrebte Objekt herstellen zu können, und wenn nun ein anderes wirtschaftliches Subjekt B diesem Bedürfnis entgegenkommt, indem es dem Subjekte A das gewünschte Objekt anbietet, auf dessen Herstellung es genau diese bestimmte Arbeit von der Größe y verwendet hat, so ist es klar, daß der Wert, den das Subjekt A dem ökonomischen Objekte hier beimessen wird, genau der vom Subjekte B verbrauchten Arbeit entsprechen muß. In diesem Falle könnte man sagen, die auf die Herstellung des Objekts verwendete Arbeit stelle den Wert dar. Denken wir nun eine Gesellschaftsordnung, wo die Produktion der Güter dermaßen geregelt wird, daß zwischen einer bestimmten Güterquantität und den ökonomischen Bedürfnissen einer bestimmten Bevölkerungsschicht dasselbe Verhältnis herrschen wird, wie es in dem soeben angeführten Beispiele dargetan worden ist, so hat es eine große praktische Bedeutung, die ökonomischen Objekte als Verdichtungen von Arbeit zu betrachten. Die Marxische Werttheorie ist demnach auf eine andere als die gegebene Gesellschaftsordnung zugespitzt und kann erst für andere als die konkreten ökonomischen Verhältnisse passen.[1])

Wenn man sich die Methode vergegenwärtigt, deren sich dieser große Forscher auf dem Gebiete der Wirtschaft bediente, um seine theoretischen Sätze zu gewinnen, so wird es begreiflich, wie er dem Irrtum verfallen konnte, das Wesen des ökonomischen Werts

[1]) Der Verfasser hält es für angemessen, gleich an dieser Stelle die Bemerkung einzuschalten, daß seit der Abfassung dieser Schrift in seinen Anschauungen und besonders in seinem Verhältnis zur Metaphysik eine Änderung eingetreten ist.

in dem ökonomischen Objekt, statt es im Bewußtsein des bewertenden Subjekts selbst zu suchen. Es war die berühmte Methode, die er sich in der metaphysischen Hexenküche des Großmeisters Hegel holte, und die, wie alle metaphysischen Methoden, darin bestand, die subjektiven Funktionen des Denkens und Wollens der Realität der Außenwelt unterzuschieben, und die Vorgänge des Bewußtseins mit den Dingen fortwährend zu verwechseln. Marx war Metaphysiker, und zwar einer von der schlimmsten Sorte, er war nämlich Materialist. Diese Art Metaphysiker stellen die Data des Bewußtseins, speziell die Raum- und Tastempfindungen, als selbständige Objekte hin, die eine von irgend einem Bewußtsein ganz unabhängige Existenz führen können, und von denen das Bewußtsein selbst erst eine Folge, eine Wirkung darstellen soll. Es liegt auf der Hand, daß seinen philosophischen Anschauungen gemäß Marx die Willensenergie, die ein subjektives Phänomen ist, in die Objekte selbst versetzen mußte. Ebenso wie die Raum- und Tastempfindungen von dem Subjekte losgelöst und zu selbständigen Objekten verdichtet werden, ebenso muß der materialistischen Weltanschauung gemäß die subjektive Willensenergie, die das Wesen der ökonomischen Bewertung ausmacht, vom Subjekte losgelöst und zu selbständigen Objekten verdichtet werden. In den entgegengesetzten Fehler verfällt die rein psychologische Methode, die ihrerseits einseitig verfährt. Denn es liegt in der Art der psychologischen Betrachtungsweise, die Beziehung zu einem Äußern, die in dem Begriffe eines Objekts konstatiert werden kann, zu ignorieren, und die ganze reale Außenwelt in lauter seelische Prozesse aufzulösen, die sich miteinander verknüpfen, sich auseinander entwickeln, die aber nicht über sich selbst hinausweisen. Es ist somit klar, daß ihren psychologischen Anschauungen gemäß die psychologische Schule das Wesen des Werts nur in den Bedürfnissen sehen mußte, ohne dabei den Willen zur Arbeit zu gewahren, der auf ein Äußeres hinweist. Wir gehen ebenfalls von den Bedürfnissen aus, aber in diesen Bedürfnissen konstatieren wir etwas, das auf ein Äußeres hinweist. Wir sehen das Wesen des ökonomischen Werts weder in den Bedürfnissen allein, noch in der Arbeit, die in den ökonomischen Objekten enthalten ist, sondern in dem Willen zur Arbeit.